

Christina Raether und Erwin Ruhnau

Ethik und Ethos der Mediation

Interview mit Prof. Dr. Dr. Joseph Duss-von Werdt

Durch Anregung und Vermittlung des Auer-Verlages kam es zu diesem Interview mit Herrn Duss-von Werdt und seiner Ehefrau Marie Louise von Werdt in ihrer Wohnung in Luzern/Schweiz. Grundlage für die Fragen waren seine beiden Werke „homo mediator“¹ und „Einführung in Mediation“².

SdM: In Ihrem Buch „homo mediator“ verwenden Sie den Begriff Trialogik. Sie behaupten, es sei in unserer Gesellschaft deshalb so schwer, Mediation zu etablieren, weil unsere Gesellschaft nicht trialogisch, sondern eher monologisch ausgerichtet sei. Jeder muss sich selbst versorgen, um nicht auf andere angewiesen zu sein. Liegt darin möglicherweise ein Grund, warum es so schwer ist, Mediation in unserer Gesellschaft zu etablieren? Was müsste passieren, um dies zu verändern?

DvW: Mediation verbindet mindestens drei Personen zu einem Trialog. Was häufiger ist, sind trennende Monologe, wo zum Beispiel mindestens zwei in Konkurrenz zueinander geraten. Das gehört zum Dualismus, der unsere westliche Kultur prägt, mit ihrem „entweder oder“, „alles oder nichts“, „rechts oder links“, Du oder Ich als Grundfigur der Bezogenheit und der Wirklichkeit. Entweder ist etwas wissenschaftlich bewiesen oder es ist nicht(s). Andere Zugangsweisen zur Realität als die wissenschaftliche, die ideologische, gelten nichts. Der Franzose Olivier Rey bezeichnet das im Buch „Beschreibung eines Irrweges“ auch als „Krise der europäischen Wissenschaft“ (Husserl) mit ihrem Monopol auf die Realität. Er geht dabei von Edmund Husserl aus, der durch seine Erkenntnistheorie auch mein philosophisches Denken prägt. Erkenntnis ist immer subjektiv. Wer sein Denken monopolisiert, muss in Streit, Konkurrenz, Spaltung mit anderen geraten. Das dualistische, bipolare Prinzip tendiert zum Ausschluss eines Pols, also zum Monopol. Werden hingegen mehrere Wahrheiten anerkannt, entsteht Verständigung über die Realität durch Einschluss nach dem Prinzip „sowohl als auch“. An der Mediation interessierte mich philosophisch immer, wie die Menschen aufeinander zugehen, wie sie miteinander umgehen, wie sie ihr Bezogensein aufeinander gestalten. Da sind zwei, welche, besonders anfänglich, sich ausschließende Positionen vertreten. Jeder will der Bessere sein und grenzt sich negativ vom anderen ab, kommt mit seinem Anderssein nicht zurecht. Dieser ist eher ein Hindernis für ihn und sein Fortkommen, und so

weiter. Diese erstarrte Egozentrik von zweien versucht ein Dritter zu bewegen. Und das geschieht im trialogischen Austausch. Mediation transformiert, wenn sie überhaupt gelingt, die Bezogenheit der Beteiligten untereinander. Damit trägt sie auch mikrogesellschaftlich zu einem andern Umgang von „autonomen“ Menschen bei. Autonomie meint hier nicht Unabhängigkeit, sondern Eigengesetzlichkeit, die anerkennt, dass jeder Andere anders als der Andere ist. Mediation arbeitet an einem neuen Gesellschaftsvertrag auf der Basis der Gleichheit im Anderssein.

SdM: Das braucht einen Nährboden. Warum ist es in unserer westlich geprägten Kultur so schwer, trialogisches Denken zu etablieren? Die Entwicklung der letzten 20 Jahre ging verstärkt in Richtung der Singlegesellschaft. Was könnten die Ursachen dafür sein?

DvW: Plakativ gesagt ist es der Individualismus, eine Verabsolutierung des Individuums. Seine „Entdeckung“ und gesellschaftliche, sowie politische Emanzipation in der Aufklärung hat christliche Wurzeln. Jede und jeder ist für sich geschaffen. Mit der Aufklärung wurde jeder als die Quelle seiner eigenen Gedanken und Taten und als dafür verantwortlich gesehen und damit findet auch Abgrenzung statt. Er wird zum „Unternehmer des eigenen Glücks.“ Der andere ist Grenze meiner selbst. Das war das große Problem der aufgeklärten Gesellschaft und ihrer politischen Gestalt in der Demokratie: Wo ist es möglich, so miteinander zusammen zu leben, dass die Begrenzung durch die Anderen nicht destruktiv, sondern jedes Einzelnen Freiheit ermöglicht wird? Wenn der Einzelne für sich das Zentrum ist, gerät jeder andere an die Peripherie, er stört. Der Egoismus, der daraus entsteht, fördert das Konkurrenzdenken. Der Individualismus zwingt gleichsam jeden dazu, seine eigene Identität zu erfinden, bewahren und gegen andere durchzusetzen, also diese negierend, negativ zu definieren. Ich bin nicht du. Der philosophische Hintergrund meines Denkens und dessen Verständnis von Mediation kommen zu anderen Schlüssen. Damit bedeutet für mich aber auch Mediation etwas, das nicht auf Professionalisierung, Institutionalisierung hinausläuft – diese sind sekundär, sondern auf eine Art des Zusammenlebens.

SdM: Die christlichen Wurzeln haben in dem Gebot der Nächstenliebe das dialogische Prinzip angelegt.

DvW: Ja, sind aber die Kirchen selber nicht



Christina Raether,
Juristin, Mediatorin,
Fachwirtin für Gesundheits-
und Sozialwesen



Erwin Ruhnau,
Theologe, Psychodramaleiter,
Mediator und Ausbilder BM®,
Mediator in Strafsachen,
Gendertrainer,
Redakteur Spektrum
der Mediation

1/ Vgl. Duss-von Werdt,
homo mediator

2/ Vgl. Duss-von Werdt,
Einführung in Mediation



Foto: aboutpixel/Angela Huth

gründlich daran gescheitert? Durch Monopolansprüche gewisser Formen des Christentums?

SdM: Das dualistische Denken begrenzt sich Ihrer Meinung nach hauptsächlich auf den abendländischen Raum?

DvW: Ja, auf den abendländischen, neuzeitlichen, modernen Raum seit der Renaissance. Im antiken Griechenland verstand sich der Einzelne als Teil eines größeren Ganzen, eingebunden in einen größeren Kontext, wie z. B. die Natur, als aktives Glied der eigenen Gesellschaft – die sich natürlich zum Teil vehement abgrenzte gegen die anderen Gesellschaften.

SdM: Das war auch Pantheismus und der ist etwas anders gelagert als der christliche Glaube mit seinem Monotheismus.

DvW: Ja, der Übergang zum Monotheismus war den alten Griechen fremd. Es ist eine völlig andere Kultur, die daraus entstanden ist. Der Pantheismus beinhaltet auch eine Grenzenlosigkeit zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen. Die Grenze wurde erst radikal gezogen durch den Monotheismus.

SdM: War das vielleicht der Ursprung des Übels? War der Monotheismus der Grund für das dualistische und monopolistische Denken?

Duss: So wird das heute tatsächlich von einigen gesehen. Jan Assmann sieht in der radikalen Unterscheidung zwischen Gott und Mensch eine Folge des Monotheismus.

SdM: Das hat etwas Ausschließliches. Es gibt nur einen Gott, nur eine Wahrheit. Die christliche Religion hat also dieses „entweder oder“, „ja oder nein“ genährt?

DvW: Ja.

SdM: Das würde vielleicht auch erklären, warum Vermittlung im asiatischen Raum eher vorhanden ist und schon längere Tradition hat.

DvW: Mindestens da und dort spielt auch das Dritte immer eine Rolle. In Bali z. B. sieht man überall Fahnen und Tücher mit schwarzen, weißen und grauen Karrees. Grau sei die Vermittlung von schwarz und weiß, erklärte unser Fahrer. Es verbindet die Extreme und es durchdringt alles.

SdM: Sind wir aktuell in einer Phase, in der die Weltsituation uns zwingt, das dialogische Denken

zu üben, weil das binäre Denken nicht überlebensfähig ist?

DvW: Ja, das könnte man so sagen, mehr noch, wünschen. Sie haben vorhin gesagt, dass es dafür einen Nährboden braucht. Der müsste in uns selber wachsen und auch die Einsicht, dass es so wie bisher, nicht mehr geht. Ein Mensch und ein Mensch sind nicht dasselbe. Sie ergeben zusammen etwas Drittes, das beiden gemeinsam ist, die Mitte, in der sie sich treffen ($1 + 1 = 3$). Wenn dieses Gemeinsame und sich gegenseitig Bedingende zwischen Mensch und Mensch, zwischen Rassen, Parteien, Wirtschaftsgruppen u. a. gelten würde, müsste dem ein neues Bewusstsein und ein radikales Umdenken vorausgehen.

Im Kleinen der konkreten Mediation wird dies erfahrbar. Man muss es sehen wollen, dass es so nicht weiter geht. Aber was zur Zeit weltweit passiert, ist noch mehr desselben. Reform bedeutet da festhalten am Gehabten. Polarisierungen sind der Ausgangspunkt der meisten Mediationen. Aus der Mediationsgeschichte lässt sich jedoch erkennen: Immer, wenn man sah, dass es nicht weiter ging, kam Mediation auf (s. „Homo mediator“). Aber ich habe das auch im kleineren Zusammenhang, z. B. bei Mediationen erlebt: „So kann es nicht mehr weiter gehen zwischen uns“. Aber wie dann? Ed Watzke gibt dafür in seinen Schriften eindrucksvolle Beispiele. Z. B. berichtet er von den zwei Nachbarinnen, die sich das Leben kaputt machen, den Krieg nicht beenden, weil sie nur **das** können. „Entweder du oder ich, aber ich ganz sicher nicht, sondern du.“ Ed macht den Friedensschluss zur Bedingung seiner Weiterarbeit mit ihnen. Ihr entscheidet: Krieg oder Frieden?

SdM: Muss es erst in die tiefe Krise gehen, damit Menschen notgedrungen anfangen nachzudenken? Was motiviert Menschen, zu sagen: „Halt, so geht es nicht weiter. Lass uns einen anderen Weg einschlagen!“?

DvW: Das ist eine Frage der Zeit. Was muss geschehen, damit es zu einer Wandlung kommt? Welche Bedingungen, welcher Druck, welche „Talsohle“ der Krise sind dafür nötig? Wann ist es Zeit, dass es passieren kann?

SdM: Sie reden vom „Kairos“?

DvW: Ja, vom „Kairos“, der richtigen Zeit, dem angemessenen Zeitpunkt, nicht von „Chronos“, der datierbaren Zeit.

DvW: Für mich ist das Prozesshafte eine wesentliche Triebkraft meines Denkens und Handelns in

der Vermittlung. Ich kann nur den Anstoß zu diesem Prozess zwischen den Beteiligten geben. Alleine, ohne sie, schaffe ich das nicht. Darüber nachzuforschen, was diesen Prozess ausmacht, habe ich längst aufgehört, weil ich nicht weiß, was an seinem entscheidenden Punkt passiert. Plötzlich wendet sich etwas. Vielleicht ist es etwas ganz Kleines, ich weiß es nicht. Entscheidend ist für mich, dran zu bleiben und zu versuchen, einen Prozess anzustoßen und in Gang zu halten. Das gilt auch wieder im Mikroskopischen wie im Makroskopischen. Wann ist ein Volk bereit, etwas anderes zu machen, z. B. bei den Wahlen in den USA? Wird das Volk vom alten Amerika Abschied nehmen? Mir erscheint dieses oft wie ein Phantom, das künstlich aufrechterhalten wird. Prozesshaftes Denken erfolgt innerhalb und begleitet einen Lebensprozess, der letztlich undurchschaubar komplex ist.

SdM: Sie haben im „Homo mediator“ geschrieben, dass die Mediation keine Höherentwicklung im Sinne des kontinuierlichen Fortschritts durchlaufen hätte, sondern sich, von einem solchen linearen Verständnis aus gesehen, immer auch wieder rückläufig entwickelt hätte. Das könnte dadurch gestützt werden, dass es in der Wissenschaft ständig neue Entwicklungen gibt, aber im Umgang mit Konflikten die Menschen eigentlich nichts dazu gelernt haben. Ganz gleich, ob wir auf die US-Amerikaner oder die Russen oder auf uns schauen, überall erleben wir in bedrückender Weise, dass sich Konfliktmuster wiederholen. Da stellt sich die Frage, ob der Mensch überhaupt in der Lage ist, sich im Umgang mit Konflikten zu verändern?

DvW: Ich hoffe schon, weil ich weder ein Optimist, noch ein Pessimist bin. Auch im schlechten Umgang mit Konflikten kann man etwas lernen, Konflikte sind das Selbstverständlichste im Leben. Ich frage in den Ausbildungen meine Studenten: Wer von euch mag Konflikte? Viele schütteln den Kopf oder sagen es laut: Ich nicht. Und ich sage dann, schade, dann habt ihr was verpasst, das Normale. Der Umgang mit Konflikten, nicht die Konflikte, sind mein Thema: Was passiert an Bewusstseinsveränderungen in uns selber in Sachen Konflikt? Haben Konflikte überhaupt Platz? Wenn wir ihnen den Platz nehmen, werden sie sich umso heftiger melden und unter der Decke weiter gehen. Wenn wir ihr Potenzial zu schätzen wissen, werden wir uns damit weiter entwickeln.

SdM: Es geht also um die Frage des Umgangs mit Konflikten?

DvW: Ich sehe in Konflikten eine große Energiequelle für das Leben des Menschen. Nicht die Konflikte sind das Problem, sondern der Umgang damit. Da müssten wir etwas dazu lernen und das Potential der Konflikte nutzen. Das kann man wieder im Kleinen der Mediation sehen. Ich habe zwei Mediationen erlebt, die sich gleich zu Beginn furchtbar bekriegt haben. Mit ihrer Lautstärke rivalisierend wiederholte ich fünf Mal immer lauter den Satz: „Ich finde das toll.“ Als einer es schließlich hörte, wollte er wissen, was ich damit meine. „Ich finde es toll, dass zwei Menschen soviel Energie aufbringen, um einander zu sagen, dass sie voneinander abhängig sind.“ Damit wird der Konflikt positiv verstanden. Er entlädt Energie, die ich umzuleiten versuchte. Nach 10 Minuten Schweigen sagte der eine zum anderen: „Wann habe ich dir eigentlich das letzte Mal gesagt, dass ich dich schätze und dass du deine Arbeit gut machst?“ Der Andere: „Anerkennung, das wär's.“ Ich habe auch gute Erfahrungen mit meinem eigenen Umgang mit Konflikten gemacht. Anfangs konnte ich das nicht gut. Meine Frau und ich hatten beide Mühe damit. Auch in einer Ehe sind Konflikte normal. In dem Sinne hatten wir eine gute Ehe geführt, weil wir Konflikte hatten. Aber nicht gut war lange unser Umgang damit. Was wir Historie nennen, ist die Geschichte der Konflikte und diese zu einem großen Teil Kriegsgeschichte. Ich sehe darin einen Grund dafür, dass es lange kein Interesse an der Geschichte der Mediation gab. Frieden, wie langweilig?! Es gibt auch andere Möglichkeiten, und neuerdings auch andere konkrete Arten, Geschichte zu schreiben, nämlich die Geschichte des alltäglichen Zusammenlebens.

SdM: Glasl spricht von der Unvereinbarkeit der Bedürfnisse, die aufeinander prallen und zum Konflikt führen. Als erstes wäre also anzuerkennen, dass es diese Unterschiedlichkeit gibt, dass wir unterschiedliche Bedürfnisse haben und dass dies normal ist.

DvW: Festhalten an der Unvereinbarkeit ist das Programm der destruktiven Auseinandersetzung. Die unterschiedlichen Standpunkte bestehen nun mal selbstverständlich. Und daraus macht die Vermittlung ein anderes Programm. Deine Bedürfnisse und dein Standpunkt unterscheiden sich von meinem. Nicht deswegen sind wir eigentlich hier, sondern weil wir den Reichtum nicht nützen können, der im Unterschied liegt. Wenn wir sie miteinander verbinden, was gibt das zusammen? Wie kann man das, was darin steckt, so gestalten, dass beide etwas davon haben? Es geht ja nicht um die Durchsetzung des ei-

genen Standpunktes, sondern, wie beide so zusammengetan werden können, dass im Dialog etwas Drittes daraus entsteht. Das ist Mediation, nicht der Versuch, die Unterschiede einzuplätten und auszuschließen. Aber das geht nicht ohne Umdenken und Umfühlen, um die Unterschiede zu nutzen und zusammenzutun. Verglichen mit der Marktwirtschaft entsteht aus den Unterschieden nicht Konkurrenz und Wettbewerb des Besseren und Besten. Es wird behauptet, dass aber gerade die Konkurrenz das selbst reguliere. Offenbar geht das nicht, wie die immer noch klein geredete gegenwärtige Krise zeigt. Was geschieht jetzt? Einer verschluckt (fusioniert) den anderen. Die Monopol tendenz liquidiert die Unterschiede, sodass diese als Motor des Marktes entfallen. War das mit der Globalisierung gemeint?

SdM: Das ist auch eine Art von Regulation, oder?

DvW: Ja, aber wo führt das hin? Zu Diktatur? Unersättlichem Gigantismus?

SdM: Aber zu Ende gedacht, würde das Monopol ja auch zum Untergang führen?

DvW: Natürlich, aber was kommt nachher?

SdM: Ich hänge noch bei dem Gedanken: Konflikt als Lebensenergie, als Kraft, die deutlich macht, dass wir in Beziehung sind, denn sonst würde es mich nicht kränken oder berühren.

Fr. vW: Das kann auch Projektion auf den Partner bedeuten. Man kann erleben, wenn man verliebt ist, dass nicht nur das Zusammensein eine Einheit ist, sondern dass man den anderen auch in seiner Freiheit belässt. „Du kannst sein, wie du bist und ich kann sein, wie ich es will“. Sonst kommt die Abhängigkeit und es gibt Spannungen.

DvW: Daraus entsteht Kampf, den beide dadurch zu lösen versuchen, indem sie den anderen vereinnahmen wollen. Dahinter steckt wieder die Beziehungsfigur des einseitigen Monopols. Ob das nicht zur Monotonie führen muss? Wenn ich jeweils höre, es gebe nur eine Lösung, frage ich, „und wie wäre die andere?“ Solches Gegensatzdenken ist auch hilfreich. Gegensätze bedingen sich. Es macht keinen Sinn nur von rechts zu reden, weil es auch links gibt, oder von klein, weil das auch größer und groß und kleiner bedingt. Einseitiges Denken kommt mir vor wie eine Strasse mit nur einer linken oder einer rechten Seite. Unbefahrbar.

SdM: Im „Homo mediator“ sprechen Sie von „einfach vermitteln“, nur da sein und das tun, was wir gelernt haben. Gleichzeitig entfalten Sie mit dem Begriff „Vertrauer“ ein anspruchsvolles Bild, gleichsam als Entwicklungsweg für MediatorInnen. Hier empfinde ich eine Spannung: 200 Stunden Ausbildung und der/die Mediatix ist fertig? Für mich ist das erst der Anfang eines Entwicklungsweges. Sie beschreiben in puncto Haltung, Werten und Tugenden in homo mediator einen sehr anspruchsvollen Weg. Sehen Sie es so, dass Mediation vom Grundansatz her einfach ist und gleichzeitig ein sehr anspruchsvolles Geschäft?

DvW: Ja, das entspricht meiner Sichtweise. Einfach, weil verstehbare Grundhaltung, anspruchsvoll, weil in jeder Situation eine neue Herausforderung. Die Haltung des „Homo mediator“ ist kein Zustand, wie ein Magnetpol, auf den ich mich hin orientiere. Als Haltung ist sie gleichsam vor- und außerprofessionell. Sie ist nicht jedermanns Sache. Das ist kein Werturteil, sondern die Anerkennung, dass unterschiedliche Existenzweisen nebeneinander bestehen. Vermittelnd leben, lässt andere gelten und nimmt als gegeben hin, dass es z. B. den Krieger gibt, den destruktiven Menschen und dass das Unmenschliche eben auch menschlich ist. Der Begriff „Gutmensch“ ist diskriminierend dualistisch. Gibt es denn auch den „Schlechtmenschen“? Für mich nicht. Es sind Koordinaten, die ich in „homo mediator“ lege, um den Vertrauer, den Frager, den Demokraten zu schildern, gleichzeitig auch Unterschiede verdeutlichend. Wenn ich vom „Frager“ rede, meine ich, ein Vermittler frage, um Raum zu schaffen, zum Überlegen, um gehört zu werden, sich selber zu sein. Es sind keine Polizeifragen der Einvernahme, keine Anhörung durch den Richter, sondern raumschaffende Fragen, was ja alles an seinem Ort auch seinen Sinn hat.

SdM: Ist nicht das, was Sie gerade beschreiben, ein hochprofessionelles Geschehen? Mit sich selber bewusst und wach umzugehen, heißt darüber zu reflektieren, was in mir passiert, was ich wahr- und aufnehme? Gleichzeitig möchte ich spüren, was bei den anderen passiert und das reflektieren. Das ist doch ein hochsensibles Geschehen und nach meinem Verständnis ein Ausdruck von Professionalität, oder? Insofern verstehe ich nicht, dass Sie „Professionalität“ so benutzen, als gehöre es nicht zur Mediation?

DvW: Gerade das eben beschriebene Fragen ist ein erlernbares professionelles Instrument. Es kommt darauf an, was man unter Professiona-

lität versteht. Ich merke, wenn ich Ihnen zuhöre, dass ich den Begriff vielleicht zu sehr einenge. An sich selber als Person innerhalb einer Ausbildung arbeiten, ist Professionalisierung, die gegenüber Methoden und Techniken in vielen Programmen zu kurz kommt. Es gibt in Frankreich eine Ausbildung, die ich im „homo mediator“ beschrieben habe. Jean Pierre Six und seine Kollegin sagen, dass Mediation überhaupt keine Mediatoren braucht, sondern Menschen, die Mediation leben. In einer 3-jährigen Mediations-Ausbildung werden keine Rollenspiele, keine „Fälle“ analysiert. Die Teilnehmer lernen, in der Gruppe miteinander umzugehen, Konflikte auszutragen, die jeweils aufkommen, sich selber kennen zu lernen. Eine ganz persönliche Bearbeitung der eigenen Bezogenheit auf andere, die man mag oder nicht, die sich fremd oder vertraut sind und bleiben ... Wichtig ist dabei auch der gesellschaftliche Kontext. Im Ursprungsland der europäischen Demokratie geht es auch um demokratische Selbstbildung. Mediation ist Demokratie. Dabei wird man nicht ein professioneller Bürger innerhalb der Politik, sondern ein sich demokratisch verhaltender Mitmensch in der Gemeinschaft. Das ist ein Ethos.

SdM: Das kommt dem sehr nahe, was ich meine. Nehmen wir den Begriff „Vertrauer“, den Sie im „homo mediator“ verwenden. Der hochsensible Bereich von Vertrauensaufbau und -entwicklung braucht aus meiner Sicht eine hohe Achtsamkeit: Wenn Menschen zu mir kommen, was an sich schon einen Vertrauensvorschuss bedeutet, hilft mir keine Technik, sondern da kann ich nur in hoher Achtsamkeit mit dem Prozess gehen und wertschätzend mit diesem Gut umgehen, als Nährquelle für Vertrauen. Diesen Wachstumsprozess kann ich in keiner Ausbildung lernen.

DvW: Man kann es zum Bestandteil einer Ausbildung machen. Ein Ansatzpunkt ist Supervision. Ich arbeite auch am IKOM in Frankfurt/M. Dort ist Supervision von Anfang an in das Ausbildungsprogramm eingebaut. Damit bekommt eine erlebbare Erfahrungsebene, Erlebnisebene in die Ausbildung, auf die man mit Rollenspielen, Informationen und Wissensvermittlung nicht kommt.

SdM: Ich denke an die Ausbildung zurück, die ich gemacht habe. Da haben wir viele Rollenspiele gemacht und Aufhänger waren oft Fälle der beiden Ausbilderinnen, die sie schon abgeschlossen hatten. Eine der Ausbilderinnen fand es interessant, dass wir in den Gruppen oft zu ähnlichen Stimmungen und Abläufen wie in den ursprünglichen Fällen gekommen sind. Ich glau-

be schon, dass Rollenspiele wichtig sind und die Techniken Transportmittel einer Idee sein können, zu der hingeführt werden soll, vielleicht in Ergänzung mit Supervision.

DvW: Zum Teil ja. Aber Sie spielen ja nur jemand, der Ihnen beschrieben wird, und zwar so, wie die Ausbilderin die Person wahrgenommen hat, als ein Konstrukt ihrer Wirklichkeit. Gespielt wird wieder ein Modell davon. Aber Sie können nicht einen konkreten Anderen spielen. In Prüfungsdokumentationen von Hagen lese ich häufig in etwa das: „Wenn ich eine echte Mediation mache, merke ich, dass alles ganz anders ist, als es im Rollenspiel war.“ Wir können weder reale MediatorInnen noch MediandInnen selber spielen. Wir sind nicht in ihrer Befindlichkeit, haben den (Leidens)Druck, diese Wut nicht, diese Sehnsucht oder Verzweiflung nicht. Es hat etwas wie ein Kasperletheater und die Ausbilder sind jene, welche die Fäden ziehen. Dennoch halte ich das Üben am Modell für sinnvoll und lehrreich.

SdM: Es gab Konstellationen in unserer Ausbildung, in denen Teilnehmer Rollenspiele nicht machen sollten, weil sie sich wegen eines eigenen, ähnlichen Konflikthintergrunds in dem gespielten Konflikt zu sehr selber wieder gefunden hätten.

DvW: Das kenne ich auch aus meiner Tätigkeit. Deshalb übe ich nie Druck aus. Auch wenn jemand nie spielt, akzeptiere ich das. In meinen Ausbildungen gebe ich nur ganz wenig vor, damit alle sich selber in ihrer Rolle erfinden, und darin „einrollen“ können. Auch lasse ich in parallelen Gruppen üben. Und wenn ich sie dann beim Spiel aufsuche, gehe ich jedes Mal durch eine andere Welt. Die Unterschiede kommen dann bei der gemeinsamen Auswertung deutlich zum Vorschein. Jeder spielt autonom, d. h. gemäß seiner Eigengesetzlichkeit sich selber mit. Er ist dabei authentisch.

SdM: In den System-Aufstellungen, die ich in letzter Zeit erlebt habe, wird nur noch das Thema benannt, aber keine Rolleneinweisung vorgenommen. Es findet lediglich die Auswahl der Antagonisten statt, die vom Protagonisten in entsprechende Positionen gebracht werden. Es ist faszinierend mitzuerleben, wie diese Positionierung ausreicht, um sich in die Situation „hineinzuversetzen“ und emotional beteiligt zu sein.

DvW: Da ist in der Regel nur einer persönlich betroffen. Stellvertretend eine andere reale Person zu markieren, die ich nicht kenne, halte ich the-



Foto: aboutpixel/Angela Huth



Foto: Ellen Schubert

rapeutisch für problematisch. Und nur der, der Sie kennt oder Sie selber, könnten wissen, ob es für sie stimmt, wie Sie dargestellt wurden. Bei mir steckt natürlich eine vielleicht übersensible Hemmung vor Verallgemeinerungen dahinter, wo der Mensch konstruiert wird als ein Ding, das mechanisch und voraussehbar funktioniert. Der konkrete Mensch ist nicht vollends kommunizierbar.

SdM: Rührt daher auch Ihre Aversion gegen den Begriff Einfühlung? Dagegen haben Sie ja heftig protestiert.

DvW: Statt Aversion würde ich lieber Vorsicht sagen. Das wird das Thema meines Vortrags in München sein: „Die Ethik des Verstehens“.

SdM: Einfühlung in jemand bedeutet ja, mit eigenen Worten Stimmung und Emotionalität in diesem Menschen auszudrücken, was u. U. direkt durch mein Gegenüber korrigiert wird, wenn es nicht stimmt, was ich sage.

DvW: Ja, ob mein Gefühl beim anderen stimmt, kann nur er sagen. Das kann beim gleichen Menschen völlig unterschiedlich sein. Es gibt nicht den allgemeinen Menschen, sondern nur den konkreten, deshalb kann ich nie sagen, ich habe ihn jetzt verstanden. Könnten wir über „den Menschen im Allgemeinen“ reden, müsste er eine Klönung aller sein. Auf den realen Einzelnen etwas Allgemeines anwenden, halte ich für eine Form von Gewalt. Ich töte das Subjektive, Einmalige in ihm. Das ist unser wissenschaftliches Bewusstsein.

SdM: Da hat der Wunsch nach Harmonie ja fast etwas Zerstörerisches?

DvW: Der Wunsch nach Harmonie kann sich als

Machtkampf auswirken, ich versuche, den anderen einzuverleiben, ihn glatt zu bügeln, damit er in mein Konzept passt. Ist das Ziel von Harmonie Vielstimmigkeit oder Einstimmigkeit? Musikalisch gesagt: Polyphonie! Es geht um die Akzeptanz von Mehrstimmigkeit.

Fr. von Werdt: Harmonie bewegt mich. Erst wenn ich mit mir harmonisch sein kann und bin und das immer wieder übe, erst dann kann ich bei einem Menschen, den ich liebe oder den ich nicht kenne, versuchen, mich ihm zu nähern. Aber wenn ich sehe, dass jemand absolut nicht mit sich selber harmonisch ist, werde ich ihn loslassen.

DvW: Wenn ich das, was mir bei mir nicht passt, auf dich projiziere, kann es auch zwischen uns nicht stimmen.

Fr. von Werdt: Das muss für mich am Anfang stehen: Ich muss mich selber gern haben, bevor es harmonisch mit dem anderen werden kann. Doch das ist ein langer Prozess, das geht nicht von heute auf morgen. Und ich erwarte es auch nicht von einem Du, dass wir von Anfang an in derselben Schwingung sind. Aber man findet immer wieder bestimmte Punkte. Wir sind aufeinander bezogen und trotzdem ist jeder für sich.

SdM: Ich muss meine Unterschiedlichkeit auch mögen, die Vielfalt von Gefühlen und Stimmungen, einige mag ich mehr, andere weniger.

Fr. von Werdt: Es ist ein Geschenk, wenn das gelingt.

DvW: Wir gingen jetzt aber weit weg von der Professionalisierung.

SdM: Professionalität ist ein weiter Begriff. Dazu gehört für mich auch Achtsamkeit und verantwortungsvoller Umgang mit mir selber.

DvW: Wenn jemand mir sagt, er könne nicht neutral sein, dann ist das seine Art, authentisch zu sein. Niemand muss sich verfremden lassen durch die Forderung nach Neutralität. Ich halte sowieso von Neutralität so gut wie nichts.

SdM: Allparteilichkeit geht gerade noch?

DvW: Ja, diese Leihgabe aus der Familientherapie geht gerade noch, weil das Wort parteilich drin steckt.

SdM: Und „unparteiisch“?

DvW: Das ist ein Begriff aus einem anderen Kontext. Ein Anwalt darf nicht unparteiisch sein, in der Mediation soll er es aber, da ist „allparteilich“ natürlich ein Hilfswort. Offen, interessiert und zugänglich zu sein passt mir besser.

SdM: Bei den europäischen Ethikrichtlinien waren sicher Juristen am Werk, die haben nämlich „Unparteilichkeit“ als Begriff gewählt.

DvW: Ja, die Sprache der Mediation ist noch in mancher Hinsicht juristisch (z. B. Partei) und die eigene Sprache hat sie noch nicht gefunden. Aber da ist sie nicht allein. Wir haben eine objektivierende, analysierende und abgrenzende Sprache, welche die Bestandteile und Unterschiede nicht mehr in Verbindung bringt und voneinander abhängig macht, sondern sondern gegeneinander ausspielt, als ob es Dinge wären, z. B. Verstand und Gefühl. Auch Übersetzungen von einem Kontext in den andern sind nach wie vor schwierig. Ein Richter nannte in einer Dokumentation die Medianden Beklagte und Kläger.

SdM: Läuft es dann doch auf eine Fachsprache für Mediation hinaus?

DvW: Für das Fach mag das zur internen Verständigung angehen. Aber kryptische Zauberwörter dienen auch da der Sache kaum. Mediation ist keine Sache, sondern eine Begegnung von Personen, die sich sächlich und sachlich nicht beschreiben lässt. Auch der Mediator ist nicht ein neutralisiertes Mediatorium, sondern ein Mensch, wie er leibt und lebt. Halten wir es mit Martin Luther, der den Menschen „aufs Maul schaute“.

SdM: Ethik und Ethos, das ist ja ein Gebiet, was Sie umtreibt. Worin besteht für Sie der Unterschied zwischen Ethik und Ethos der Mediation? Nehmen wir z. B. den Begriff Vertrauen als ein Wesensmerkmal von Mediation. Wenn ich eine konkrete Vorstellung von diesem Begriff habe und weiß, welche Parameter dazu gehören, könnte ich doch am jeweiligen Verhalten messen, ob und wie Vertrauen gelebt wird. Das sehen Sie aber anders?

DvW: Bei Ihnen, höre ich, ist der Begriff Vertrauen relativ klar. Bei mir nicht. Vertrauen hat eine Beziehungsdimension in Richtung auf Mitmenschen, und da ist es zwischen Einzelnen jeweils anders. Und ob ich jemand vertrauen kann oder nicht, hängt auch von mir ab. Wenn ich den Eindruck habe, ich kann jemandem nicht vertrauen, ist das zunächst einmal eine Wahrnehmung meiner selbst, sie gehört also mir. Wie viel frage ich selber dazu bei, dass ich dem anderen nicht ver-

trauen kann? Ein Mann sagt einmal zu mir, seine türkische Frau verstehe kein Deutsch. Ich merkte aber, dass sie es sogar ausgezeichnet verstand. Das hat mein Verhältnis zu dem Mann belastet, weil ich nicht wusste, ob ich dem vertrauen konnte, was er der Frau sagte, und wie er sie mir übersetzte? Hinzu kam, dass ich nicht sicher war, wie er meine Rolle versteht, was insofern mit mir zu tun hat, als ich sie vielleicht nicht deutlich genug gemacht hatte. Kann er mir dann vertrauen? Als ich ihn fragte, wer ich für ihn sei, antwortete er: „Vertreter der Fremdenpolizei“. Der Richter hatte sie an mich verwiesen. Und da wurde klar, dass er kein Vertrauen hatte. Ich fing deshalb nochmals an, meine und ihre Rollen zusammen zu erklären und fragte ihn dann, ob er und seine Frau sich darauf einlassen können? Vertrauen ist wechselseitig und kann nur gemeinsam entstehen, als beidseitiges Ethos. Wenn ich davon spreche, dass zur Ethik der Mediation Vertrauen gehört, dann ist Ethos nicht einfach die Anwendung einer ethischen Forderung. Ethos hängt nicht davon ab, ob ich es richtig oder falsch mache, sondern davon, was von der Haltung her zwischen uns beiden entsteht. Laotse sagte: „Ich vertraue den Menschen, die das Vertrauen verdienen, und jenen, die es nicht verdienen. Und so mehre ich das Vertrauen“.

SdM: Professionalisierung oder Spezialisierung, Generalist oder Spezialist? Sie vertreten ja eher die Meinung, MediatorInnen seien Generalisten, weil ihr Geschäft die Vermittlung ist. Im Moment findet verstärkt Spezialisierung statt. Sie hat ihren Sinn darin, dass durch Felderfahrung in z. B. Schule oder Organisationen Vertrauen in die Kompetenz entsteht. Spezialisierung hat also Türöffnerfunktion. Was steckt dahinter, wenn Sie den Mediator als Generalisten bezeichnen, der eigentlich nur vermittelt und sonst gar nichts?

DvW: Ich gebrauche beide Bezeichnungen, Spezialist und Generalist. Der Mediator ist Experte für Kommunikation und deswegen muss er etwas von Kommunikation, Beziehungs- und Gruppendynamik, Interaktion, Verläufen, Eskalationen usw. verstehen, und zwar generell für alle Bereiche, in denen er tätig wird. Aber für das Spezifische und Inhaltliche aller dieser Bereiche kann er nicht Experte sein, braucht es aber auch nicht, z. B. am wenigsten in der Wirtschaft, weil die ein so großes Feld ist, dass daraus viele Spezialitäten gemacht werden müssten, was die Akquisition von Arbeit wieder so beschränken würde, dass jemand gar nicht genug zu tun bekäme. Ich habe die Probe selber gemacht und war auf Anfrage hin in vielen Bereichen tätig, von denen ich nichts oder nur wenig verstand, was mir eine große Freiheit

für die Gestaltung der Mediation gab. Es hat sich bewährt. Sachverstand kann hinderlich sein, und wenn er nicht genügend vorhanden ist, kommt er ohnehin am besten von jemand, der von außerhalb der Mediation direkt oder indirekt hereingeholt wird. Einmal kam ich in einen Betrieb und sagte den Anwesenden zu Beginn, dass ich von ihrer Arbeit nichts verstehe. Da bemerkte eine, „gottlob, so können wir endlich von dem reden, um was es geht“. Ein anderes Mal wurde in der ersten Sitzung vorgeschlagen, dass die anwesenden Anwälte ab der zweiten nicht mehr teilnehmen sollen. Es gehe nicht um Rechtliches. In einer Ausbildung von Anwälten haben ein Anwaltmediator für Wirtschaft und ich hintereinander mit den gleichen Personen ein Gespräch über die gleichen Themen gemacht, er mit Anwälten, ich ohne. Beide verliefen ganz anders, weil andere Themen zur Sprache kamen, wobei beide Gespräche für richtig und wichtig erachtet wurden.

SdM: Ja, wenn man ein „Prof. Dr.“ vor seinem Namen hat, kann man so etwas locker aussprechen: „Ich mache hier Mediation, von allem anderen verstehe ich nichts.“ Da geht es den „einfachen“ MediatorInnen doch eher anders. Die sind froh, wenn sie einen Auftrag bekommen und sagen dann nicht, „Von dem, was sie hier tun, verstehe ich nichts, ich mache nur Mediation.“

DvW: Mir leuchtet ein, dass die Menschen mit Titeln einen Bonus haben, aber ich habe noch nie daran gedacht. Ich höre das zum 1. Mal. Ich möchte aber gerne noch eine andere Erfahrung zu dem, was Sie eben sagten, einbringen. Einige Richter und Juristen sagen z. B. in der Ausbildung, dass sie das ganze juristische Fachwissen für die Mediation nicht mehr brauchen. Das mag mit meinen Schwerpunkten der Ausbildung als Nichtjurist zusammen hängen und wäre bei einem juristischen Ausbilder anders. Z. B. sagten zwei Verwaltungsrichter nach einem 3-tägigen Workshop sinngemäß dies: „Wir hatten vor dem Seminar den Eindruck, wir hätten in unserer bisherigen Tätigkeit nichts anderes gemacht als Mediation. Wenn wir gewusst hätten, was wir jetzt wissen, hätten wir den ganzen juristischen Kram nicht gebraucht und doch in einem Gericht arbeiten können und den Leuten mehr gedient als mit einseitigen Urteilen.“ Das war Identitätskrise als Richter und Identitätsfindung als Mediator in einem, weil sie merkten, dass durch die Erfahrung von Mediation ein Splitting passiert und das bisher angesammelte Wissen und Können für die Mediation noch nicht ausreichen. (Es ging nicht um gerichtsnahe, interne oder integrierte Mediation, sondern um die Rollen.) Ihr Argument leuchtet mir insofern ein,

weil der herkömmliche Expertenbegriff dazu führt, dass man weiß, was man von jemandem zu erwarten hat. Anwalt und Richter haben ein festes Berufsbild, der Mediator hat aber noch keins und trotzdem werden Erwartungen auf ihn übertragen. Und dann kommt er daher und sagt, er würde aber keine Entscheidungen treffen. Wofür bezahlen wir ihn dann? Da kommt es zur Divergenz zwischen dem Expertenverständnis des Mediators und dem ihm zugeschriebenen Sachexperten. Ich bin da sehr wachsam geworden. Wie führe ich mich ein, wie führe ich Mediation ein und das, was ich machen kann und was ich nicht machen kann oder will? Eine Firmenleitung wollte uns Ko-Mediatoren erklären, was das Problem sei. Da haben wir gesagt: „Das möchten wir nicht von Ihnen hören. Es geht um das Problem der Abteilung, und wir werden es morgen von dieser erfahren. Wenn Sie aktiv dabei sein wollen, dann o.k., aber die Abteilung sollte darüber entscheiden. Wenn Sie zustimmt, werden sie das Problem gemeinsam definieren.“

SdM: Es gibt ca. 15.000 durch BM-AusbilderInnen ausgebildete MediatorInnen. Davon suchen sicher 80% Aufträge und versuchen, auf den Markt zu kommen. Es ist eher die Ausnahme, dass jemand gerufen wird. Da braucht es schon Felderfahrung. Die inhaltliche Nähe zum Thema erleichtert den Marktzugang. Es ist manchmal hilfreich, bestimmte Fachtermini zu verstehen und in den Kontext stellen können. Da macht Spezialisierung doch Sinn, die Ausbildungsgänge sind ja auch entsprechend differenziert.

DvW: Zum ersten: Es ist eine Art Teufelskreis: Um Erfahrung zu haben, muss man sie machen können. In der Tat ergibt sich aus Umfragen, dass Mundpropaganda am wirksamsten ist. Zur Spezialisierung: Bei einigen Ausbildungsinstituten stelle ich die gegenteilige Tendenz fest. Es wird eine Grundausbildung angeboten und dann folgt eine Spezialisierung als Weiterbildung.

SdM: Wir bedanken uns bei Ihnen für die Begegnung und diesen intensiven Austausch.

Das Gespräch führten Christina Raether und Erwin Ruhnau.

Literatur

Duss-von Werdt, Joseph, *homo mediator*, Stuttgart 2005.

Duss-von Werdt, Joseph, *Einführung in Mediation*, Heidelberg 2008.

KONTAKT
Christina Raether,
tina-raether@gmx.de
Erwin Ruhnau,
erwin.ruhnau@bmev.de